#### **EUROPA**VERLAG

### Katharina Seewald

# DEMNÄCHST IN TOKIO

Roman

**EUROPA**VERLAG





Vollständige Taschenbuchausgabe Dezember 2020
© 2017 Europa, ein Imprint der Europa Verlage GmbH, München
Umschlaggestaltung und Motiv:
Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich
Lektorat: Caroline Draeger
Layout & Satz: Danai Afrati & Robert Gigler, München
Gesetzt aus der Minion Pro
Druck: Beck, Nördlingen
ISBN 978-3-95890-372-2
Alle Rechte vorbehalten.
www.europa-verlag.com

»Da ist ein Land der Lebenden und der Toten, und die Brücke zwischen ihnen ist die Liebe,

das einzig Bleibende, der einzige Sinn.«

Für meine Töchter

THORNTON WILDER (Die Brücke von San Luis Rey)

### > Prolog <

Der Kessel verschluckt sich fast an seinem eigenen Pfeifen. Schon zum zweiten Mal in dieser Woche steht die ganze Küche unter Dampf. Beide Topflappen übereinandergelegt, schiebt sie das schwere, schwappende Ding vorsichtig auf die andere Platte. Den Herd ausschalten, sagt sie sich. Sie sollte sich doch lieber angewöhnen, daneben stehen zu bleiben, bis das Wasser kocht. Nicht, dass sie neuerdings vergesslich wäre, es sind nur diese kleinen Dinge, die gewohnheitsmäßig funktionieren. Da muss sie die Sinne an die Leine nehmen, sonst gehen sie spazieren.

Hadere nicht! Hadern macht hässlich. Dieser Spruch! Seit über siebzig Jahren haftet er ihr im Gehirn. Er stammt von ihrem Vater. Auf dem Weg zum Standesamt hat er ihn ihr gesagt. Höchste Zeit, ihn zu vergessen, den Vater und den Spruch! Herrgott, sie ist jetzt fünfundneunzig! Ihr Kinn geht trotzig in die Höhe, als sie das kleine Fenster kippt. Sie gießt etwas Wasser in die Kanne und lässt sie lange kreisen, um die Wärme in den Händen zu genießen. Heute nimmt sie den Darjeeling, die blonde Sorte in der Mitte auf dem Bord. Durch die beschlagene Scheibe sieht sie Professor Diefenbach auf das Haus zueilen. Er ist zu früh. Ihr bleibt noch eine halbe Stunde, hetzen muss sie nicht.

Gerade hat sie aufgegossen, da schrillt das Telefon so garstig, wie es eben schrillen kann, ein Geräusch, das sie doch jedes Mal zusammenfahren lässt. Sie mochte sie nicht haben, diese Krachmaschine, doch ihr Schwiegersohn bestand darauf, die Extraglocke zu montieren. Als Mahnmal ihrer Schwerhörigkeit prangt sie nun in ihrer ganzen Hässlichkeit über dem Telefontisch auf der Tapete. Schneeweißes Plastik auf cremefarbener Seide. Was schert den jungen Mann die Schönheit? Er meint es gut. Sie weiß.

»Hallo?« Eine weibliche Stimme schält sich aus dem Knirschen in der Leitung.

»Ja, bitte?« Es ist und bleibt ihr fremd, dieses Hallo. Sie mag es nicht. »Elisabeth von Traunstein am Apparat.«

»Das weiß ich doch, Mama.« Ein helles Lachen folgt den Worten.

»Kind! Wie schön, dass du anrufst.«

»Ich muss dir was sagen.«

»Es ist doch nichts passiert?« Um auf den Schlag gefasst zu sein, drückt sie den Rücken durch.

»Mama, was du gleich wieder denkst! Nein, es ist nur ...«

Sie spürt das Zögern ihrer Tochter. Es wird nichts Gutes kommen.

»Ich weiß, du hast es nicht so gerne, wenn ich längere Zeit nicht da bin. Aber  $\dots$ «

»Aber, Kind?« Ihre Stimme hört sich härter an, als sie es will.

»Ich muss verreisen. Ich habe einen Auftrag. Aber du wirst staunen, wenn ich dir sage, wohin es diesmal geht.«

»Du wirst mich jetzt nicht raten lassen. Du weißt, ich kann das gar nicht lustig finden.«

»Ach, Mama. Sei doch nicht so streng. Ich fliege nach Japan. Morgen.«

»Nach Japan?!« Plötzlich rauscht das Blut in ihren Ohren wie Wasser durch ein Schleusentor. Mein Gott, wie lange das nun her ist, denkt sie, während sie sich lieber setzt. Von 1934 bis 1942 war sie mit ihrem Mann in Tokio, Ernst Wilhelm war dort erst Militär-

attaché und später Botschafter. Als wäre es gestern, sieht sie sich plötzlich wieder in der Auffahrt zur Botschaft stehen, an diesem einen Tag im Herbst. Der Ahorn war wie ein Meer aus Flammen. »Die Hortensien haben jetzt ihre schönste Zeit. Aber sag, was willst du denn in Japan?«

»Ich soll auf die Schnelle einen Artikel schreiben. Wir haben einen Interviewtermin ergattert, der eigentlich unmöglich ist. Ein Wunder, ehrlich! Der Mann ist so diskret! Leonora meint, als halbe Japanerin wäre ich die ideale Frau für diesen Job. Ausgerechnet ich! Du weißt ja, was ich von deinem Asienwahn halte.«

»Asienwahn? Manchmal verstehe ich dich nicht. Sag mir lieber, wohin genau du fliegst.«

»Erst nach Tokio und dann in irgend so ein Seebad weiter südlich. Irgendwas mit A. Ate  $\dots$  Ata  $\dots$ «

»Mein Gott, Atami!« Wie in einem Film sieht Elisabeth plötzlich die alten Bilder wieder vor sich. Im Sommer, wenn sie in Akiya waren, sahen sie auf diese Stadt hinüber. Wie viele Male sie dort draußen saßen, vor den Schattenhäusern, auf deren Dächern das Moos in dicken Polstern wuchs. Die Wehmut treibt ihr einen Stich ins Herz. Sie liebte dieses diffuse Licht, das sich morgens durch die papierbespannten Türen schlich, als würde es fürchten, sie zu stören.

»Seid ihr da etwa auch gewesen, Papa und du?«

»In einer kleinen Bucht am Ufer gegenüber von Atami hatten wir ein Sommerhaus.« Ihre Finger greifen nach dem Taschentuch in ihrem Ärmel und kneten es zu einem Ball. »Ernst Wilhelm hatte meistens viel zu tun. Ich war sehr oft alleine dort. Außer natürlich ...« Sie holt Luft, als wäre ihr gerade wieder eingefallen, dass der Mensch auch atmen muss. Ihr Blick geht zu dem Sammelsurium von kleinen Silberrahmen, die sich auf ihrem Schreibtisch reihen wie Spielzeughäuser einer kleinen Stadt. Bei einem bleibt er hängen. »Außer wenn abends Alexander kam.« Wie im Dunkeln

tastet ihre Stimme nach dem Klang. Kaum, dass der Satz gesagt ist, will sie ihn wieder schlucken.

»Alexander? Wer ist das denn?«

»Ach, Kind.« Wie konnte sie? Wie konnte sie den Namen sagen?

»Erzähl schon, Mama.«

»Weißt du Liebes, es gibt Dinge ...« Sie betrachtet ihre Hand, als könnte sie dort die Worte finden, um dies alles zu erklären, aber was sie sieht, sind nur die Altersspuren, die Rillen an den Nägeln. Seit Jahren sind die anderen tot. »So etwas kann man nicht in ein paar Sätzen sagen. Am Telefon schon gar nicht.«

»Dann reden wir ein andermal, versprochen? Mir fehlt jetzt sowieso die Zeit. Ich muss dringend los! Meine ganzen Unterlagen sind noch in der Redaktion. Nach München, um diese Zeit, du glaubst nicht, wie mir graut. Wenn ich zurück bin, muss ich auch noch packen.«

»Siehst du, Liebes.« Elisabeth wischt sich die Tränen von den Wangen. »Dann halte ich dich nicht länger auf. Gute Reise, Kind, pass auf dich auf. Hab eine wunderbare Zeit in Japan.« > 1 <

Mit einem Flüstern gleitet die breite, goldene Feder des Füllers über das Papier, ganz leicht im Aufstrich und etwas fester im Abstrich. »Meine liebe Karoline!« Langsam führt Elisabeth die Löschpapierwalze über die blaue Tinte, zieht den Bogen kopfüber ein und drückt mehrmals gegen den Hebel, bis die Anrede über dem chromglänzenden Lineal zu schweben beginnt. Dann setzt sie die Brille ab und reibt sich die Augen.

Ernst Wilhelm haben sie 1982 zu Grabe getragen. Fast dreißig Jahre ist das her. In der ersten Zeit nach seinem Tod hat sie in Gedanken hundertfach an ihre Tochter geschrieben, um ihr alles zu erklären, in immer neuen Varianten. Selbst bei scheußlichstem Wetter lief sie stundenlang durch die Landschaft, an der Leitzach entlang, um den Seeberg, auf dem Bahndamm Richtung Geitau – nicht irr vor Trauer, wie im Dorf gemunkelt wurde. Wütend war sie auf ihn! Wie konnte er so lange schweigen? Wie besessen war sie von der Idee, wenigstens ihrer Tochter alles zu erklären. Sie wollte sich nicht schuldig machen, so wie er. Nicht noch mehr schuldig machen. Nicht dass Ernst Wilhelms Bett leer blieb, raubte ihr nachts den Schlaf, sondern die krampfhafte Suche nach Worten. Den richtigen Worten, die sie niemals fand. Bis sie es aufgab.

»Meine liebe Karoline!«

Sie hält mit dem kleinen Finger die Umschalttaste gedrückt.

Ich habe so lange geschwiegen, weil ...

Du darfst mich nicht verdammen ... uns! nicht verdammen. Ich bin es schließlich nicht allein gewesen!

Sie lässt die Hände sinken. Ist es überhaupt eine Frage von Schuld?

Kann sie sich auf das Schicksal berufen?

Darauf, dass es eine andere Zeit war?

Wie um die Fragen in ihren Gedanken abzuzählen, lässt sie die Perlen ihrer Kette eine nach der anderen durch die Finger gleiten. Ernst Wilhelm hat sie ihr zu ihrem ersten Hochzeitstag im Mikimoto Pearl Store in Tokio auf der Ginza gekauft. Die eine schwarze kam später hinzu. Sie ist größer und von Ishigaki, einer der Ryukyu-Inseln. Okinawa, wie man heute dazu sagt. Wie sie zu ihr kam, ist Teil der Geschichte.

Sie könnte die Hälfte verschweigen.

Vom Leben an der Botschaft erzählen. Den Konzerten, den Bällen. Vom Tee auf der Terrasse des Hotels Imperial. Von den Schattenhäusern und ihrem traumhaften Blick. Alexander könnte irgendwer sein.

Über den Rand ihrer Brille wandert ihr Blick zum Fenster. Ein böiger Wind schüttelt die Zweige der Akazie und sprüht ein wahlloses Muster aus Blattfetzen und Regentropfen an ihre frisch geputzten Scheiben.

Nur, dass er nicht irgendwer ist. Nicht für sie. Und nicht für Karoline.

Halb zwölf. Schon wieder geht es auf Mittag zu.

Wie an jenem Tag, damals. Ihre Fingerkuppen tasten sich langsam über die feinen Knötchen im Stoff ihres Rockes, als wollten sie eine Botschaft in Brailleschrift entschlüsseln.

Sie trug ein beiges Kleid mit winzigen blauen Blüten. So mädchenhaft. Vergissmeinnicht. Natürlich! Ihr Rücken spannt sich, sodass sie plötzlich kerzengerade sitzt. Auf einmal weiß sie, wo sie beginnen muss.

Wo sonst?

Es ist eine dieser Geschichten, die man nur auf eine Weise erzählen kann: von Anfang an. Und alles begann an einem ganz normalen Sommertag im Jahr nach Hitlers Machtergreifung.

## I Schicksalswende

> 1 <

Liebe Karoline,

endlich habe ich mich durchgerungen, dir von den Dingen zu erzählen, die mir seit Jahren auf der Seele brennen. Ich weiß nicht, ob mein Mut reicht, wenn ich nicht gleich ins kalte Wasser springe. Darum kein weiteres Wort vorab.

Es gibt Tage, die über Menschenschicksale entscheiden. Der 26. Juni 1934 war ein solcher Tag für mich. Es fehlten noch drei Monate und, wie wir sagten, einmal Schlafen zu meinem neunzehnten Geburtstag. Es ging auf Mittag zu. Der Tisch war schon gedeckt. Abgesehen davon, dass ich auch die tiefen Teller herausgesucht hatte, war es ein Dienstag wie jeder andere. Vom Vortag war etwas Rindsbrühe übrig geblieben, Mutter hatte dazu einen Eierstich gemacht. Eine Suppe vorweg gab es sonst nur an Sonn- und Feiertagen. Vater würde sich freuen, so hofften wir. Wir taten gut daran, ihn bei Laune zu halten.

Er kam stets pünktlich mit dem Glockenschlag um halb eins für eine Dreiviertelstunde zum Essen aus »seiner« Firma nach Hause – zu Fuß, denn das Hauptgebäude der Tuchfabrik und Großschneiderei, in der er als Büroleiter tätig war, lag nur ein paar Minuten die Straße entlang.

Die Kartoffeln waren gekocht und geschält, die Zwiebeln gehackt und in der Pfanne glasig gedünstet, die Fleischreste fein säuberlich in Streifen und der Schnittlauch in Röllchen geschnitten.

Drei verklepperte Eier standen, schon gesalzen, in einer kleinen Schüssel bereit.

Es würde nicht lange dauern, das Bauernfrühstück auf den Tisch zu bringen. Wenn wir uns mit dem Frischmachen beeilten, blieb uns eine gute halbe Stunde Zeit. In weniger als drei Wochen fand in Tante Aglaias Schule ein Konzert statt, bei dem ich singen sollte. Wir mussten dringend üben.

An Tante Aglaia wirst du dich nicht erinnern, mein Kontakt zu ihr ist abgerissen, bevor du auf die Welt gekommen bist. Sie war Mutters einzige und deutlich ältere Schwester und, das lässt sich mit Fug und Recht behaupten, zugleich unsere Wohltäterin. Ihr früh verstorbener Mann, ein Schweizer Fabrikant, hatte ihr ein großzügiges Vermögen hinterlassen, das es ihr ermöglichte, nicht nur eine in der damaligen Zeit für eine Frau ungewöhnlich unabhängige Existenz zu führen, sondern sich auch ihren Traum zu verwirklichen. Sie war kaum ein Jahr verwitwet, als sie vom Zürichsee nach München zog und zwei Straßen von unserer Wohnung entfernt in den Räumen einer ehemaligen Knopfmanufaktur ein privates Lyzeum für Mädchen gründete. Dort führte sie ein strenges Regiment, doch sie war eine gute Seele. Ich verdankte ihr meine höhere Schulbildung, die mir Vater sonst nie zugebilligt hätte – allein wegen des Schulgelds nicht. Und meine Mutter hatte dort eine Anstellung als Musiklehrerin, die sie selbstredend nur ausüben durfte, wenn weder Vater noch der Haushalt unter ihren aushäusigen Verpflichtungen litten.

Mein Abschluss lag ein Jahr zurück. Seither machte ich mich im Sekretariat und mit allgemeinen Hilfsdiensten nützlich, in dem sehnlichsten Wunsch, ab dem Herbst das im Aufbau befindliche Lehrerinnenseminar besuchen zu dürfen. Noch war Vater dagegen. Zu viel Bildung mache eine Frau zur alten Jungfer, weil kein Mann sie mehr ertragen könne, war seine Ansicht. Man sähe es an Tante Aglaia, die er – nicht einmal hinter vorgehaltener Hand –

wahlweise als säbelschwingenden Dragoner, bissige Gans oder aufgetakelte Fregatte bezeichnete, Letzteres wohl im Hinblick auf ihre zugegebenermaßen etwas ausgefallene, orientalisch inspirierte Kleidung. Ich liebte sie innig. Sie war meine Hoffnung. Denn auch wenn er sie hasste, er fürchtete sie.

Im Hassen war er ohnehin groß. Selbst unsere Musik saß ihm wie ein Dorn im Fleisch. Nicht, dass er generell etwas gegen das Singen gehabt hätte. Fahnen- und Heimatlieder hatten das Zeug, ihm Wasser in die Augen zu treiben. Das deutsche Kunstlied jedoch ... Geklimper und Geplärr. Ihm Derartiges zu Gehör zu bringen war unter Strafe verboten. Noch wusste er nichts von dem geplanten Konzert. Auch darum schlichen wir auf leisen Sohlen.

Als sich Mutter auf den Klavierschemel setzte, hielt ich bereits an meinem üblichen Platz am Fenster das Notenblatt in der Hand, obwohl ich es längst nicht mehr brauchte. *Hoffnung* hieß das Lied, der Text von Schiller, von Schubert vertont. Ich sang es im Schlaf, doch mit Inbrunst: »Es reden und träumen die Menschen viel von bessern und künftigen Tagen.«

Mein Blick ging hinunter zur Straße. Ein Trupp SA-Männer strebte Richtung Karolinenplatz, nicht mehr als eine Handvoll, doch der Hall ihrer genagelten Stiefel war durch die geschlossenen Scheiben zu hören. Ellie, die Milchfrau, war auf Beobachtungsposten im Eingang ihres Ladens, die Arme vor dem Latz ihrer Schürze verschränkt, und schaute ihnen nach. Herr Reichholdshagen, der pensionierte Oberstleutnant von gegenüber, führte wie stets um diese Zeit seinen Dackel aus. Er hatte einen Bauch wie ein Fass und ruderte beim Gehen mit den Armen.

»Du bist nicht bei der Sache! Du lässt die Silben schleifen.« Bei Mutter hörte sich selbst ein Tadel so freundlich an wie eine Einladung zum Tee. »Ver-be-he-sse-he-rung«, sang sie leise mit ihrer klaren, hellen Stimme und markierte das Staccato mit der erhobenen Hand.

Ich wiederholte.

Sie nickte.

Eben hatte es noch geregnet, doch der Wind hatte aufgefrischt und trieb die Wolken auseinander wie ein bellender Hund eine Herde von Schafen. Schon ließen sich die ersten Sonnenstrahlen wieder blicken, doch Frau Schwarz, die ewig nörgelnde Witwe aus dem Parterre, kämpfte noch mit ihrem Schirm. Aprilwetter im Juni. Es lag ein Gefühl von Aufbruch in der Luft. Ich nahm es als Omen. Aber was es auch war, es kam doch nicht, wie ich dachte.

»Und was die innere Stimme spricht, das täuscht die hoffende Seele nicht«, sang ich, während ich zusah, wie die Schwarz von ihrem Schirm fast fortgetragen wurde, mit rutschenden Strümpfen. Jetzt ließ sie ihn los! Er war frei. Er flog. Ich feixte.

In diesem Moment sah ich ihn kommen: Vater. Ohne unsere Nachbarin eines Blickes zu würdigen, stürmte er an ihr vorbei, dass die Rockschöße wehten. Der leere Ärmel auf seiner linken Seite war ihm aus der Tasche gerutscht und flatterte im Wind. Er rannte sonst nie, schon gar nicht ohne Kopfbedeckung. Wo, bitte, war sein Hut?

Ich hielt mich an der Fensterbank. Ich sah, dass er lachte.

»Was ist denn mit dir?«, hörte ich Mutter sagen. »Du bist ja kreidebleich, Kind.« Sie trat neben mich.

Schweigend deutete ich auf die Straße.

Ihr stockte der Atem. Sie griff nach meiner Hand. Wir waren wie erstarrt. Dann riss sie sich plötzlich los und lief in die Küche. »Ob er befördert worden ist?«, hörte ich sie murmeln, bevor sie mit dem Topfdeckel zu klappern begann.

Seit ich denken konnte, verging kaum ein Tag, an dem Vater nicht davon redete, von seinem Chef eines Tages zum Nachfolger gekürt zu werden. Er rechnete sich gute Chancen aus. Nicht nur, dass er in Verdun unter ihm diente und sich, wie er zu sagen pflegte, »für ihn und das Vaterland den Arm abschießen ließ«.

Der Sohn des alten Herrn zeigte zudem wenig Interesse an der Firma. Wie es hieß, »vergnügte« er sich lieber »in der hohen Politik«, noch dazu auf einer gänzlich falschen Seite: Als Vertrauensmann »dieses unseligen Herrn von Schleicher« war er mehrfach mit kritischen Äußerungen gegen den Führer unangenehm in Erscheinung getreten, und dessen glühendster Verfechter war mein Vater.

Ich selbst hatte den »Junior«, wie man ihn nannte, kaum je zu Gesicht bekommen. Einzig bei der alljährlich für die Belegschaft und ihre Familien abgehaltenen Nikolausfeier nahm er den Platz neben seinen Eltern ein, während der heilige Mann mit dem langen Bart den Kindern im Saal mit der Rute drohte. Er war einer dieser Männer, die zeitlebens wie mittleren Alters wirken, sein Gesicht so glatt und wächsern wie das des Rauschgoldengels, den wir um diese Zeit alle Jahre wieder vom Dachboden holten und neben die Krippe stellten. Doch mehr hatte er nicht mit ihm gemein. Sein Kopf war kantig wie ein Koffer und zu wuchtig für seinen Körper, der zwar groß war, aber ohne Substanz. Wie angeschraubt schien er ihm auf den Schultern zu sitzen. Was nützte ihm sein ganzes Geld, wenn er so aussah!

»Steh nicht da wie ein Stock«, rief Mutter aus der Küche. »Pack das Notenblatt weg! Und den Klavierdeckel! Vergiss nicht, ihn zu schließen!«

Vaters Schlüssel im Schloss.

»Frauen«, rief er, noch im Flur. Er rang nach Luft. »Lasst alles liegen und stehen! Zieht euch an!«

Als wäre es heute, sehe ich Mutter in der Küchentür stehen, wie sie mich unter hochgezogenen Augenbrauen fragend anschaut, während sie sich die Hände an ihrer karierten Schürze abwischt. Der Schreck steht ihr ins Gesicht geschrieben. Wenn ich es recht bedenke, war es das letzte Mal, dass wir uns so Auge in Auge gegenüberstanden, in diesem stillen, ängstlichen Austausch.

Als ich keine zehn Minuten später im ewig dämmrigen Schlafzimmer meiner Eltern in den Spiegel des dunklen Eichenschrankes starrte, fühlte ich mich, wie sich jemand fühlen muss, der aus großer Höhe in den Abgrund gestoßen wird und nach dem Aufschlagen feststellt, dass er noch lebt: Die Knochen mögen heil gelandet sein, aber die Seele stürzt tiefer und tiefer.

Ich war mir so fremd. Ich trug Mutters kastanienbraunes Schneiderkostüm mit dem breiten Revers. Die Schulterpolster überragten seitlich den Spiegel. Die Kordel des Knebelverschlusses vorne an der Taille war doppelt um die Rosettenknöpfe geschlungen, um der Jacke etwas von ihrer Weite zu nehmen. Um die Spitze der Pumps auszufüllen, lag je ein Watteröllchen vor meinen Zehen in der Rundung.

»Ich werde endlich Kompagnon«, hörte ich Vater nebenan sagen. Noch durch die geschlossene Tür konnte ich sehen, wie sich seine Brust vor Stolz wölbte.

»Aber sie ist doch erst achtzehn.« Mutters Stimme vibrierte. Nicht, dass sie geschluchzt hätte, aber ich wusste, dass sie weinte.

»Er hat gesagt, er wird uns die kleine Villa geben. Die kleine Villa, Thalia! Du wirst natürlich nicht mehr arbeiten gehen.«

»Aber das Aufgebot! Man muss doch vierzehn Tage ...«

»Pah!«, fuhr Vater ihr über den Mund. »In den Kreisen, in denen wir uns ab sofort bewegen, findet sich für solche Kleinigkeiten